

STAR TREK NEW FRONTIER™



Restoration

PETER DAVID

EXCALIBUR



STAR TREK
NEW  **FRONTIER™**

**Excalibur:
Restauration**

PETER DAVID

Based on
Star Trek
created by Gene Roddenberry

Ins Deutsche übertragen von
Claudia Kern





Die deutsche Ausgabe von STAR TREK - NEW FRONTIER: EXCALIBUR - RESTAURATION wird herausgegeben von Amigo Grafik, Teinacher Straße 72, 71634 Ludwigsburg. Herausgeber: Andreas Mergenthaler und Hardy Hellstern, Übersetzung: Claudia Kern; verantwortlicher Redakteur und Lektorat: Markus Rohde; Lektorat: Katrin Aust und Gisela Schell; Satz: Rowan Rüter/Amigo Grafik; Cover Artwork: Martin Frei; Print-Ausgabe gedruckt von CPI Morvia Books s.r.o., CZ-69123 Pohorelice. Printed in the Czech Republic.

Titel der Originalausgabe: STAR TREK - NEW FRONTIER: EXCALIBUR - RESTORATION

German translation copyright © 2013 by Amigo Grafik GbR.

Original English language edition copyright © 2001 by CBS Studios Inc. All rights reserved.

™ & © 2013 CBS Studios Inc. STAR TREK and all related marks and logos are marks of CBS Studios Inc. All Rights Reserved.

This book is published by arrangement with Pocket Books, a Division of Simon & Schuster, Inc., pursuant to an exclusive license from CBS Studios Inc.

Print ISBN 978-3-86425-180-1 (November 2013) • E-Book ISBN 978-3-86425-183-2 (November 2013)

WWW.CROSS-CULT.DE • WWW.STARTREKROMANE.DE • WWW.STARTREK.COM

Inhalt

RHEELA
SHELBY
MOKE
SHELBY
MAESTRIN CAWFIEL
MAJISTER FAIRAX
SHELBY
TAPINZA
SHELBY
RHEELA
SHELBY
TAPINZA
GARBECK
RHEELA
HAUMAN & SHELBY
CALHOUN
SHELBY
RHEELA
SHELBY
CALHOUN
HAUMAN
TAPINZA & CALHOUN
SHELBY
MOKE
GARBECK & SHELBY
RHEELA
LEFLER

TAPINZA

LEFLERS GESCHICHTE

RHEELA

LEFLERS GESCHICHTE

MOKE

SHELBY

CALHOUN

EXCALIBUR

CALHOUN

EXCALIBUR

STAR TREK – NEW FRONTIER MINIPEDIA

ROMANE BEI CROSS CULT

Für meine Mutter Dalia

RHEELA



Sie wusste, dass er kam, noch bevor sie ihn sah.

Es war nicht ungewöhnlich, dass sie sein Herannahen spürte. Um ehrlich zu sein, breitete sich fast jeden Tag ein Kältegefühl am unteren Ende ihrer Wirbelsäule aus. Sie hielt dann jedes Mal inne, ganz gleich, ob sie in ihrem heruntergekommenen Domizil Hausarbeit verrichtete, oder ob sie auf der ausgedörrten, rissigen Ebene stand, die sie lachend ihr Eigentum nannte, und wartete, ob am Horizont eine Spur von ihm sichtbar wurde.

Meistens war das nicht der Fall. Das Gefühl ging vorüber, und sie nahm ihre Tätigkeit wieder auf. Wenig später hatte sie jegliche Angst schon wieder vergessen.

Dieses Mal allerdings waren alle Fehlalarme vergessen, als sie ihn *wirklich* näher kommen sah. Stattdessen dachte Rheela nur: *Ich wusste es. Ich weiß immer, wenn er kommt.* Eine sanfte Brise strich über die Ebene, was für sich allein genommen schon äußerst ungewöhnlich war. Sie strich die grünen Haarsträhnen, die ihr ins Gesicht wehten, beiseite und drehte sich zum Haus um. »Haus« war ein ausgesprochen großzügiger Begriff. Es handelte sich eher um eine Hütte, die allerdings aus stabilem Material erbaut war. Im Inneren war es trotz der drückenden Hitze bemerkenswert kühl. Um ihr ein wenig Stil zu verleihen, hatte sie vor der Hütte eine kleine Veranda gebaut. Jetzt saß sie am Rand dieser Veranda, legte ihre

Hände fein säuberlich in den Schoß und starrte auf die Leere ihres Landes hinaus. Hin und wieder warf sie einen Blick auf ihre Hände. Sie betrachtete sie von allen Seiten, als wären es die Hände einer Fremden. Sie waren ledrig und wettergegerbt. Als kleines Mädchen hatte sie helle, blasse Haut gehabt. Doch jetzt war diese dunkelbraun, als ob die Sonne sie ebenso gründlich wie das umliegende Land durchgebacken hätte.

Es war wirklich erstaunlich, dass die Vegetation – sprich: ihre Nutzpflanzen – geradezu unverwüstlich um ihr Leben kämpfte. Aus den Furchen ragten grüne und braune kaktusartige Pflanzen, die entschlossen schienen, ihre widrigen Lebensumstände zu ignorieren. Dennoch würden sie sehr bald Wasser benötigen. Und es ging nicht nur ihrer Ernte so. Sie hatte dasselbe auch von anderen Siedlern gehört. Wie immer, wenn diese mit ihr sprachen, legten sie einen deutlichen Ausdruck von Verärgerung und Ablehnung an den Tag – selbst, wenn sie sehnsüchtig vom Regen sprachen, der so dringend nötig war, um ihre Ernte zu retten.

Sie sah zum Himmel hinauf und versuchte, Feuchtigkeit in der Luft oder in ihren Knochen zu spüren. Da war keine. Doch sie hätte schwören können, dass die Hitze stärker wurde und in Wellen über das Land rollte. Nicht zum ersten Mal packte sie ein Hauch von Verzweiflung. Sie lebte nicht auf dem Planeten Yakaba. Sie kämpfte gegen ihn. Sie rang jeden einzelnen Tag mit ihm, so wie eine Bakterie gegen die weißen Blutkörperchen ankämpft, die sie vernichten wollen. Das war nicht gerade ihre Lieblingsmetapher, da diese sie im Grunde als Infektion beschrieb. So sah sie sich selbst nicht. Doch vielleicht hielt der Planet sie dafür.

Der Wind wurde stärker. In der Ferne hörte sie ein Grollen. Sie blieb auf der Veranda sitzen, schirmte mit einer ledrigen Hand ihre Augen ab und betrachtete den Horizont. Ironischerweise wusste sie bereits vorher, was sie sehen würde. Und richtig – da war er: Tapinza.

Tapinzas Haut hatte trotz der Sonne nicht den goldenen Bronzeton angenommen. Stattdessen hatte er sich die für das Volk

der Yakaban typische Blässe bewahrt. Selbstverständlich trug Tapinza wie gewöhnlich einen breitkrepfigen Hut. Während er auf Rheelas Hütte zuraste, flatterte sein langer Mantel im Wind. Er umklammerte die Reling seines umgebauten Sandseglers und steuerte ihn mit erfahrener Hand. Rheela musste widerwillig zugeben, dass Tapinza in Bezug auf Sandsegler oder andere Wüstentransportmittel niemand etwas vormachen konnte.

Was sie allerdings überraschte, war die kleinere Gestalt, die sich am Hauptmast des Sandseglers festklammerte. Sie blinzelte und rieb sich die Augen. Sie traute ihren Augen kaum. »Moke«, rief sie vorsichtig in Richtung des Hauses hinter ihr. Als sie nicht sofort Antwort bekam, wiederholte sie lauter: »*Moke!*« Immer noch keine Reaktion. Sie stand auf und ging ins Haus, um nachzusehen. Zu ihrem großen Entsetzen war Moke nicht da. Sie war sich absolut sicher gewesen, dass ihr Sohn drinnen schlief. Dass das nicht der Fall war, war gelinde gesagt beunruhigend. Das bedeutete, dass ihre Augen sie nicht getrogen hatten, was ihre Beunruhigung noch erheblich steigerte. Zweifellos klammerte Moke sich dort auf dem Sandsegler fest. Der auffrischende Wind ließ den Segler immer schneller werden. Sogar aus dieser Entfernung hörte sie jetzt die Stimme des Kindes über die aufgerissene Ebene hinweg rufen: »Maaaa! Guck mal, Maaaaa!«

»Halt dich gut fest, mein Junge«, warnte Tapinza ihn. »Die Böen, die uns auf deine Mutter zuwehen, sind kräftig.«

Dann lachte er herzlich. Rheela hatte sein Lachen noch nie gemocht. Es klang ... einstudiert. Als ob er unendlich lange vor dem Spiegel gestanden hätte, um ein selbstbewusstes Lachen zu üben, das dennoch nicht bedrohlich wirkte. Alles an ihm wirkte künstlich. Bei einer Frau, deren Existenz von der Natur abhängig war, schrillten bei einem »gekünstelten« Mann wie Tapinza unwillkürlich alle inneren Alarmglocken.

Tapinza hatte eine üble Narbe, die von der Stirn bis unter die Nase reichte. Woher sie stammte, war ein Rätsel. In all den Jahren, die er auf Yakaba wohnte, hatte er nie auch nur einen Hinweis auf das

Missgeschick fallen lassen, das offensichtlich einen Teil seines Gesichts entstellt hatte. Seine Stirn war abgeschrägt und er hatte dicke, grüne Augenbrauen. Das alles verlieh ihm ein irgendwie primitives Aussehen.

Rheelas erster Impuls war, lautstark und nachdrücklich auf die Tatsache hinzuweisen, dass Tapinza leichtfertig mit der Sicherheit ihres Sohnes umging. Schließlich entschloss sie sich jedoch, ihren Zorn im Zaum zu halten, denn Moke sah selten so glücklich aus wie in diesem Moment. Um genau zu sein, hatte sie etwas gehört, das auf Yakaba sogar noch seltener war als Wasser – nämlich das Lachen ihres Sohnes, das über die Ebene hallte. Im Gegensatz zu Tapinzas gekünsteltem Lachen lachte Moke mit kindlicher Unbekümmertheit. Darin lag so viel Freude, dass Rheelas Magen sich verkrampfte. Sie war Tapinza beinahe dankbar und musste sich daran erinnern, dass derartige Gefühle in die Katastrophe führen konnten, wenn man nichts dagegen unternahm.

Moke war eine Miniaturausgabe seiner Mutter. Er sah ihr so ähnlich, dass es sie erheiterte. Sie hatte ihm noch nie das Haar geschnitten. Es war zu struppigen Zöpfen geflochten, die sein Gesicht einrahmten, wenn er still stand – was selten genug der Fall war. Jetzt gerade flogen sie nur so um seinen Kopf, während er über die Wüste raste, sich festklammerte und dabei das Leben in vollen Zügen genoss.

Einen Moment lang war Rheela davon überzeugt, dass der Sandsegler in die Seite des Hauses krachen würde. Doch dann riss Tapinza ihn herum. Die Räder schlitterten über den Boden und wirbelten Schmutz und eine kleine Staubwolke auf, die davonwehte. Moke sprang vom Sandsegler und rannte aufgeregt zu seiner Mutter. »Du solltest mal damit fahren, Ma!«, sagte er ohne Einleitung. »Maester Tapinza hat gesagt, er nimmt dich mal mit!«

»Unter Freunden sind Titel unnötig. Einfach ›Tapinza‹ reicht«, erklärte Tapinza ihm. Doch während er sprach, ruhte sein Blick nicht auf dem Sohn, sondern auf der Mutter. Der Kommentar war

offensichtlich an sie gerichtet. Das kleine Kind war sich dieser Feinheiten selbstverständlich nicht bewusst.

»Das war wahrhaft meisterlich gesteuert, Maester Tapinza«, erwiderte Rheela und verwendete weiter den Titel. Die Botschaft, die sie damit aussandte, war so unmissverständlich, dass ein Tauber sie in zehn Metern Entfernung verstanden hätte. »Dennoch war ich der Meinung, dass mein Sohn sich im Haus befand, und bin sehr gespannt, wieso er stattdessen mit Ihnen über die Wüste gesehelt ist.«

»Da fragen Sie den Falschen, Rheela«, antwortete er. »Ich war einfach nur unterwegs und dachte an nichts Böses. Dann traf ich auf den kleinen Moke, der alleine umherwanderte. Ich dachte, es wäre das Richtige, ihn zu Ihnen zurückzubringen.« Nur, um noch schneidiger zu wirken, zog Tapinza seinen Hut und verbeugte sich tief. Dabei beschrieb er mit dem Hut einen Halbkreis über dem Boden. Die Geste wirbelte etwas Staub auf.

Rheela sah ihren Sohn an, der urplötzlich vollkommen fasziniert von seinen Zehenspitzen war. »Moke«, sagte Rheela sehr langsam und sehr betont, »was hast du draußen gemacht? Es ist die heißeste Zeit des Tages. Du solltest es eigentlich besser wissen.«

Moke zuckte mit den Schultern.

»Moke, was hättest du getan, wenn Maester Tapinza dich nicht aufgesammelt hätte?«

Er zuckte erneut mit den Schultern. Der größte Teil seines Vokabulars schien sich über Schulterzucken zu definieren.

Sie hätte es auf sich beruhen lassen können. Stattdessen hatte Rheela unsinnigerweise das Gefühl, ihr Sohn blamiere sie. Er war aufsässig in der Gegenwart eines Mannes, vor dem sie nicht herausgefordert werden wollte. Diesmal, beschloss sie, war ein Schulterzucken nicht genug. Sie packte Moke fest an den Schultern und fragte erneut: »Warum warst du draußen?«

Sie versuchte, ihm mit ihrem Tonfall klarzumachen, dass sie nur eine ausgesprochene Antwort akzeptieren würde.

Moke atmete tief ein und sah ihr dann direkt in die Augen. »Ich habe nach Papa gesucht«, sagte er.

Nun, das hast du dir selbst zuzuschreiben, dachte Rheela. Sie ließ ihn unwillkürlich los. Er wich nicht vor ihr zurück, sondern stand einfach nur da und musterte sie neugierig.

»Ich hab ihn nicht gefunden«, fügte Moke noch hinzu. Dann schaute er neugierig von Tapinza zu seiner Mutter. »Oder?«

»Nein«, sagte sie tonlos. »Nein ... ich wette, das hast du nicht.«

»Weil – ich dachte, dass vielleicht Maester Tapin...«

»*Nein.*« Diesmal sprach sie schneller und wesentlich nachdrücklicher. Die Antwort war so laut, dass Moke leicht zusammenzuckte. »Nein. Maester Tapinza ist nicht dein Papa.«

»Bist du sicher?« Er klang enttäuscht.

»Ja – ziemlich sicher.«

»Woher weißt du das?«

Rheela hatte darauf keine Antwort parat. Überraschenderweise mischte sich Tapinza ein und sagte mit fester Stimme: »Na, wenn ich dein Vater *wäre*, Moke, wäre ich niemals fortgegangen.«

Zu Rheelas Erleichterung schien die Antwort dem Jungen zu reichen. Sie hatte jegliche Kraft, diese Unterhaltung weiterzuführen, verloren. Sie strich ihm über das Haar und sagte: »Geh jetzt rein. Du bist schon völlig überhitzt. Ich möchte, dass du dich abkühlst, soweit das überhaupt möglich ist.« Moke nickte und umarmte dann spontan seine Mutter, bevor er ins Haus schoss.

»Mein Zuhause ist deutlich kühler«, bemerkte Tapinza. »Ich habe jetzt ein Kühlsystem. Sie sind jederzeit willkommen.«

»Ja, dessen bin ich mir bewusst, Maester«, sagte sie mit einem Lachen, das gleichermaßen erheitert und bitter klang. »Es ist schwer, nicht zu wissen, was in Eurem Haus vorgeht. Es ist ziemlich ... beeindruckend.«

»Danke.«

Sie erhob sich aus der Hocke und klopfte sich den Staub ab. »Das sollte kein Kompliment sein. Allerdings habt Ihr meinen Sohn heimgebracht – und ich wusste nicht einmal, dass er verschwunden

war. Dafür schulde ich Euch meinen Dank. Also gleicht sich das wieder aus, denke ich.«

»Der Junge«, sagte Tapinza langsam, »verdient wirklich einen Vater, wissen Sie.«

»Sehr wenig in seinem Leben hat etwas damit zu tun, was er verdient, Maester. Wenn es etwas gibt, das ich während meiner Zeit in dieser Sphäre gelernt habe, dann das. Wenn Ihr mich entschuldigen würdet ...«

Sie drehte sich um und wollte ins Haus gehen. Doch dann bemerkte sie, dass Tapinza offensichtlich nicht die Absicht hatte, zu gehen.

Sie wandte sich wieder zu ihm um und hob neugierig eine Augenbraue. »Gibt es noch etwas, Maester?«

»Ist es wirklich notwendig, dass Sie mich so förmlich ansprechen?«

»Ich tue auf dieser Welt sehr wenig, das ich nicht für nötig halte, Maester.«

Tapinza zeigte auf das Haus. »Wenn Sie schon sonst nichts darum geben, was er verdient, so hat der Kleine doch das Recht, zu wissen, wer sein Vater ist.«

»Das ist eine Sache zwischen Moke und mir.«

»Und mir.«

Ihr riss der Geduldsfaden und sie ging eine Stufe von der Veranda hinunter. »Was meint Ihr damit?«

»Ich fragte ihn, ob er es wüsste. Er sagte nein.« Tapinza bewegte seinen Hut langsam von einer Hand in die andere. »Ich fragte ihn, wenn er nicht weiß, wer sein Vater ist, wie er ihn dann erkennen wolle, wenn er ihm begegnet. Er sagte, er hofft, dass sein Vater ihn erkennt. Das war schon irgendwie niedlich.«

»Das mag sein, aber ich wäre Euch sehr verbunden, wenn Ihr derartige Themen nicht mit ihm besprechen würdet. Letztendlich machen sie ihn nur traurig.«

»Das war um alles in der Welt nicht meine Absicht.«

»Maester.« Sie nahm die letzten Stufen und stand ihm Auge in Auge gegenüber. »Ich glaube, es gibt nur sehr wenig, das Ihr für alles in der Welt nicht tun würdet.«

»Und wer *ist* nun sein Vater? Ich weiß ohne jeden Zweifel, dass ich es nicht bin.« Er lächelte betrübt. »Da ich nie das Vergnügen hatte ...«

»Haltet den Mund«, entgegnete sie scharf. Innerlich verfluchte sie sich dafür, dass sie sich so leicht von ihm aus dem Konzept bringen ließ.

»Auch die Bewohner von Narrin wüssten das gerne.«

Sie schüttelte den Kopf. »Die Bewohner von Narrin scheinen nicht sehr viele Sorgen zu haben, wenn sie sich um Angelegenheiten kümmern, die sie nichts angehen.«

»Sie sind von Ihnen fasziniert, Rheela. Sie sind von Ihnen fasziniert und gleichzeitig haben sie Angst vor Ihnen, weil sie sich so sehr auf Sie verlassen, aber kaum etwas über Sie wissen. Die Leute haben Angst vor dem Unbekannten.«

»Ich wüsste nicht, dass die Leute von Narrin sich vor meiner Tür versammeln, um mehr über mich zu erfahren«, antwortete sie. »Wenn sie so neugierig sind, sollen sie doch fragen. Ansonsten würde ich Euch und alle anderen doch herzlich bitten, Euch um Eure eigenen Angelegenheiten zu kümmern und mich in Ruhe zu lassen.«

Sie machte eine Pause und fügte dann erschöpft hinzu: »Was wollt Ihr von mir?«

»Sie wissen, was ich will, Rheela. Wir haben bereits unzählige Male darüber diskutiert.«

»Nein, wir haben über nichts ›diskutiert‹. Ihr habt darüber gesprochen und ich habe abgelehnt. Das hat mit meiner Definition von ›Diskussion‹ nichts zu tun.«

Er seufzte tief. »Sie stellen eine Dienstleistung zur Verfügung, Rheela. Eine Dienstleistung, für die Sie nichts verlangen. Das ist töricht.«

»Ist es das?« Sie hörte ihm nur noch mit halbem Ohr zu. Stattdessen nahm sie die ersten Anzeichen von Feuchtigkeit wahr.

Sie waren dürftig und nur vereinzelt spürbar, doch sie reichten, um damit zu arbeiten. Sie konnte die Verzweiflung ihrer Ernte beinahe spüren. Die Säfte in den Pflanzen waren noch vorhanden, doch sie würden nicht mehr lange durchhalten, wenn sie nicht bald Nachschub bekamen. Sie leckte sich über die trockenen Lippen, sah zum Himmel auf und sammelte Kraft.

Tapinza hatte offensichtlich keine Ahnung, was in ihr vorging. »Ein Grund, warum die Leute Angst vor Ihnen haben, ist, dass Sie uneigennützig handeln. Der Durchschnitt versteht Selbstlosigkeit nicht.«

»Aber Ihr seid kein Durchschnitt. Ihr seid der erfolgreichste Geschäftsmann in der Provinz Narrin, wenn nicht auf ganz Yakaba. Also ist die Wahrscheinlichkeit, dass Ihr es versteht, viel größer, oder nicht?«

»Durchaus. Das heißt allerdings nicht, dass ich es gutheiße oder für etwas anderes als Torheit halte. Und Sie scheinen eine intelligente Frau zu sein, Rheela ...«

»Ach wirklich? Wenn ich so intelligent bin, warum habe ich Mokes Vater – wer immer er auch sein mag – dann erlaubt, zu verschwinden?«

»Auch intelligente Frauen haben ihre schwachen Momente. Schließlich sind sie immer noch Frauen.«

»Ich weiß Euer Verständnis zu schätzen«, antwortete sie mit ätzendem Sarkasmus.

»Sie möchten den Leuten aus reiner Herzensgüte helfen. Sie hoffen, sie dadurch auf Ihr Niveau zu bringen. Doch die Leute wollen nicht emporgehoben werden, Rheela. Das ist viel zu anstrengend. Man würde Sie viel lieber herunterziehen, als selbst hinaufzusteigen. Wenn man die Leute mit so viel Mitgefühl behandelt, werden sie nur an ihre eigenen Unzulänglichkeiten erinnert. Dadurch werden Sie bei ihnen nicht beliebter, egal wie sehr Sie es sich wünschen. Kommerz, Handel, Egoismus und Eigennutz – das wissen sie zu schätzen, damit können sie umgehen. Da Sie nichts für die Geschenke verlangen, die Sie ihnen geben, messen sie diesen keinen Wert bei. Wenn Sie dafür

Geld verlangen würden ...« Er lächelte breit. »Dann würden sie Sie lieben.«

»Vielleicht ist es mir wichtiger, Maester, dass ich mich selbst lieben kann, als von anderen geliebt zu werden.« Sie atmete tief durch, um sich zu fangen, und kanalisierte ihre Anstrengung. Der Himmel verdunkelte sich leicht.

»Ich würde nicht wollen, dass Sie Ihrem Gewissen zuwider handeln«, sagte Tapinza. »Deswegen würde ich mich, wie immer, gerne als Ihr Agent in dieser Angelegenheit zur Verfügung stellen.«

»Mein Agent?«

»Für eine angemessene Provision würde ich Ihre Dienste den Einwohnern der Provinz Narrin vermitteln. Diese würden Sie nur zu gerne fürstlich dafür entlohnen. Außerdem bringt man mir in dieser Region großen Respekt entgegen, wie Sie wissen.«

»Respekt und Angst sind nicht dasselbe.«

»Wenn es sein muss, schon. Wie auch immer – die Leute würden Sie durch eine Verbindung mit mir in einem anderen Licht betrachten. Natürlich gibt es auch andere Verbindungen, die Ihnen noch größeren Respekt und noch mehr Wertschätzung in den Augen anderer eintragen ...«

»Ich habe selbst Augen, Maester, die mir gute Dienste erweisen. Ich sehe keine Notwendigkeit, mich mit der Sichtweise anderer zu belasten.« Sie sprach leise, als wäre Tapinza gar nicht mehr da oder hätte einfach keinen Belang mehr für sie. Der Wind frischte auf höchst befriedigende Weise auf, und kleine Staubwirbel tanzten bereits über die Ebene. Das war ein sicheres Zeichen, das sich alles gut entwickelte.

Tapinza wiederum schien nichts davon zu bemerken. Er war zu sehr in seinen Worten und seiner Sichtweise der Dinge gefangen. »Wir haben schon so oft darüber gesprochen, Rheela, aber Reden ermüdet. Es macht mich traurig, dass Sie so sehr darauf beharren, sich das Leben schwer zu machen. Ich weiß nicht, was Sie sehen, wenn Sie sich umschauchen, aber lassen Sie mich Ihnen sagen, was ich sehe. Ich sehe eine Frau, die mit einem unbekanntem Mann einen

Fehler begangen hat. Eine Frau, die in diese Provinz kam und gerade genug Geld hatte, um sich niederzulassen. In ihrem Bauch trug sie ein Kind. Sie haben eine Gabe, mit der Sie über alle Maßen erfolgreich sein könnten. Aber Sie haben kein langfristiges Ziel, Rheela. Sie haben keinen Plan, keine Vision. Mir fehlt Ihr naturgegebenes Talent, Rheela, aber dafür habe ich Visionen im Überfluss. Ich sah mich in einer Machtposition und sehen Sie mich jetzt an. Ich habe diese Macht. Ich war in der Lage, mich neu zu erfinden, meine Wirklichkeit in etwas umzuformen, das meinen Wünschen entsprach. Das kann ich auch für Sie erreichen. Ich kann Ihnen ein besseres Zuhause verschaffen und bessere Möglichkeiten für Sie und Moke. Sie haben keinen Grund, mein Angebot nicht zu Ihrem Vorteil zu nutzen.«

»Keinen Grund, außer dem, dass ich Euch nicht traue. Deshalb würde ich nie mit Euch Geschäfte machen. Außerdem liebe ich Euch nicht und deshalb würde ich nie mit Euch das Bett teilen. Meine Gabe und das, was ich den Bewohnern von Narrin zu bieten habe, entstammt genau wie alles andere der Natur. Ich werde sie nicht für eine Fähigkeit bezahlen lassen, mit der ich durch reines Glück gesegnet bin. In einem habt Ihr allerdings recht, Tapinza. Ich habe ein Gewissen. Das kann manchmal ärgerlich sein, doch ich habe gelernt, damit zu leben. Und wenn die Leute von Narrin damit ebenfalls leben müssen, dann ist das eben so.«

Tapinza wollte gerade antworten, als der Donner ihn aufschreckte. Er sah sich um und bemerkte zum ersten Mal, dass der Himmel sich verdunkelt hatte. Der Wind wurde immer kräftiger. Plötzlich hörte man ein lautes, kratzendes Geräusch. Tapinza sah, dass sein Sandsegler sich in Bewegung setzte. Der starke Wind hatte das Segel aufgebläht und blies das Gefährt davon. Er stürzte zu seinem Vehikel, während die ersten dicken Regentropfen vom Himmel fielen. Zunächst tropften sie einzeln herab, dann als Trauben und schließlich als geschlossene Wand.

Zu diesem Zeitpunkt klammerte sich Tapinza bereits an seinen Sandsegler und hatte jegliche Hoffnung, diesen steuern zu können,

fahren lassen. Das mit einem Segel bestückte Gefährt war bei derartigen Sturmböen kaum zu bändigen. Tapinza konnte sich nur noch während der Fahrt festhalten. Die Windböen hatten ihren Spaß mit ihm und trieben ihn quer über die Ebene vor sich her, dorthin, wo er hergekommen war. Was Rheela anging, so verspürte sie zum ersten Mal nach langer Zeit das Bedürfnis, lauthals und befreit zu lachen. Einen Moment lang spielten all ihre Besorgnis, ihre ungewisse Zukunft und das Misstrauen, das ihr alle Bewohner der Provinz entgegenbrachten, keine Rolle. Das Einzige, das sie kümmerte, war die herrliche Feuchtigkeit, die auf sie herabfiel und von allen Lebewesen um sie herum gierig aufgesogen wurde. Der Pflanzenwelt waren ihre Vergangenheit oder Mokes Vater vollkommen egal. Sie wollte nur das, was sie ihr zu bieten hatte.

Es regnete noch stärker, doch sie blieb draußen und ließ sich vollkommen durchweichen.

»Ma!«, ertönte Mokes Stimme. Sie wandte sich zu ihm um. Er stand am Rand der Veranda. Sie gestikuliert, er solle zu ihr kommen. Er sprang hinunter, rannte zu ihr und umklammerte mit seinen kleinen Händen die ihren. Zusammen tanzten sie außer sich vor Freude im Kreis, während der Regen Nässe und Leben auf sie niederprasseln ließ. Der Regen würde nicht lange anhalten. Nicht einmal ihre Fähigkeiten konnten den Hang zur Dürre, der in der Provinz Narrin vorherrschte, völlig überwinden. Doch für den Moment reichte es. Nach all der Zeit hatte Rheela gelernt, für den Moment zu leben.

Auf diese Weise musste sie der Drohung, die in Tapinzas Tonfall und Worten mitschwang, keinerlei Aufmerksamkeit schenken. Für sie war klar, dass sie nach Tapinzas Sichtweise seine Feindin war, wenn sie nicht seine Verbündete war. Das stimmte so zwar nicht, aber wenn er es so sehen wollte, nun, dann konnte sie nichts dagegen tun. Und falls er entschied, dass sie seine Feindin war ... dann neigte er möglicherweise zu Kampfhandlungen. Auch dagegen konnte sie nichts tun. Damit würde sie sich später befassen. Sie würde sich

nicht von dem Moment, in dem sie sich gerade befand, ablenken lassen.

Sie und Moke warfen ihre Schuhe von sich, schlitterten durch den sich bildenden Schlamm und tanzten in dem durchfeuchteten Moment, der ganz allein ihnen gehörte.

Der Regenguss war in der Stadt Narrin – die der Provinz ihren Namen gab – ebenso stark. Maestrin Cawfiel war wenig begeistert.

Sie schaute angewidert aus dem Fenster und beobachtete, wie die Leute in der kleinen Stadt so schnell wie möglich durch die Straßen rannten und sich dabei überschlugen. Viele waren bereits bis auf die Unterwäsche ausgezogen – einige volltrunkene Zecher trugen sogar noch weniger – und tanzten wie geistesranke Heiden umher. Währenddessen erfüllten die Wassersammler ihren Zweck. Die Bauwerke ragten gen Himmel und fingen so viel Niederschlag wie nur möglich in ihren Trichtern auf. Dieser wurde dann zur weiteren Verwendung gespeichert. Ganze fünfzig davon waren im letzten Jahr an der Grenze von Narrin errichtet worden, und der Stadtrat verlangte nach weiteren zehn. Sie alle speisten das unterirdische Reservoir, aus dem die Einwohner Narrins sowie die Bauern der umliegenden Region ihr Wasser bezogen.

In früheren Jahren waren die Vorräte des Reservoirs immer weiter geschrumpft, sodass es bereits Diskussionen gegeben hatte, ob Narrin überhaupt überleben konnte. Doch dann war Rheela gekommen, und alles war anders geworden.

Dennoch, die Maestrin wusste besser als jeder andere, dass anders nicht immer besser hieß. Maestrin Cawfiel schaute weiter aus dem Fenster, bis sie es nicht länger ertrug.

Sie schoss aus der Haustür hinaus auf die Straße. Ihre Füße versanken teilweise im Schlamm, während sie sich voranschleppte. Jedes Mal, wenn sie einen Fuß herauszog, war ein charakteristisches Schmatzen zu hören.

Die Feiernden sahen sie nicht sofort. Doch dann wurde sie bemerkt und die Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

Maestrin Cawfiel war niemand, der sich einfach den Festlichkeiten anderer anschloss. Es war weder ihrer Position noch ihrer Aufgabe angemessen. Die Feiernden wussten also, wenn die Maestrin während ihrer Luftsprünge auf der Straße auftauchte, ging es nicht darum, diese gutzuheißen oder gar – allein der Gedanke! – daran teilzunehmen.

Sie sprach nicht sofort. Stattdessen stand sie einfach da. Sie versuchte nicht einmal mehr, ihre Füße zu bewegen, denn das würde nur unbeholfen und unwürdig aussehen. Sie wartete, weil sie mehr Geduld hatte als irgendjemand anders in der Stadt. »Stadt« war vielleicht zu viel gesagt, da Narrin genau eine Hauptstraße vorzuweisen hatte – die, auf der sie gerade stand. Die Straße selbst war, wie alle anderen in der Provinz Narrin, nicht einmal gepflastert. Keines der überwiegend baufälligen Gebäude hatte mehr als zwei Stockwerke. Von einem Ende zum anderen waren es ungefähr drei Kilometer. Kurz gesagt war diese Stadt alles andere als beeindruckend. Allerdings war sie die einzige Zivilisation weit und breit. Also bezeichneten die Einwohner sie als Stadt, und es war niemand da, um ihnen zu widersprechen.

Maestrin Cawfiel verdankte ihre Geduld ihrem Alter, das durchaus als ansehnlich zu bezeichnen war. Man sagte, die Maestrin sei älter als der Staub. Wenn man bedachte, wie viel Staub es in Narrin gab, dann musste das verdammt alt sein. Sie war einen halben Kopf kleiner als der kleinste Erwachsene der Stadt. Und dennoch ... Durch die reine Größe ihrer Persönlichkeit überragte sie alle. Ihre Haut war so hell, dass sie beinahe durchsichtig wirkte – ein Zeichen dafür, wie selten sie nach draußen ging. Durch den Regen klebte ihr kurzes grünes Haar an ihrem Gesicht. Wasser tropfte in ihre Augen, doch sie machte keine Anstalten, es wegzuwischen. Stattdessen starrte sie umher. Ihr Kopf drehte sich auf ihrem dünnen Hals nach rechts und links wie die Spitze eines kurzen Kommandostands.

Nach und nach verebbte der Lärm der Feierlichkeiten, bis sich alle Aufmerksamkeit auf sie richtete. Sobald dieser Punkt erreicht war, leistete sie sich einen kurzen Blick nach oben und grinste in sich

hinein. Genau, wie sie erwartet hatte: Die Wolken begannen, sich aufzulösen.

»Schaut euch an«, sagte sie empört.

Viele brachten es nicht über sich, doch einige folgten der Aufforderung. Ob sie von ihrer durchgeweichten Erscheinung wirklich entsetzt waren, spielte dabei keine Rolle. Wenn die Maestrin der Meinung war, dass sie Grund dazu hatten, dann waren sie es.

»Schaut euch an«, wiederholte sie. »Im Regen herumtanzen. Wie die Schwachsinnigen herumhopsen. Ihr macht genau das, was sie will: euch von ihr abhängig.«

Ein gewisses Unbehagen breitete sich unter den vor Kurzem noch Feiernden aus. Ein Mann trat vor. Es handelte sich um einen älteren Herrn und Cawfiel erkannte ihn natürlich sofort. Schließlich handelte es sich um Praestor Milos, den politischen Anführer der Stadt. Seit zehn Jahren wurde er pflichtschuldigst immer wieder gewählt. Jeder war mehr als zufrieden damit, wie er sein Amt erfüllte. Das überraschte Cawfiel nicht im Mindesten, denn Praestor Milos' hervorstechendste Eigenschaft war es, sich beliebt zu machen. Doch selbst Milos ging Cawfiel geflissentlich aus dem Weg, wenn es hart auf hart kam. Schließlich galt seine Besorgnis dem politischen Leben und dem physischen Überleben. Cawfiel hingegen musste sich um das Überleben und Wachstum der Moral kümmern. Das war bei Weitem die schwierigere Aufgabe, und sie ließ keine Gelegenheit aus, Milos diese Tatsache unter die Nase zu reiben.

»Maestrin«, sagte Milos und strengte sich sichtlich an, seine Worte vorsichtig zu wählen. »Die Leute feiern einfach nur. Feiern ist gut für die Seele, oder nicht?«

»Nicht, wenn diese Feier dem Versuch entspringt, die Moral zu untergraben«, schoss Cawfiel zurück. »Und wir alle wissen um die Unmoral, die diese Frau namens Rheela verbreitet.«

»Wir wissen nicht mit letzter Sicherheit, dass Rheela für diesen Regen verantwortlich war«, gab Milos zu bedenken. Diese Feststellung war wenig überzeugend, und jeder wusste das. Es war kein Regen in Sicht gewesen, und keine Sturmfront hatte sich

gebildet. Jeder Sturm, der so urplötzlich und flächendeckend auftrat, musste von Rheela stammen, ob der Praestor das zugeben wollte oder nicht.

»Verschwendet meine Zeit nicht mit solch törichten Kommentaren«, antwortete Cawfiel. Sie musterte die Leute erneut und schaute mit unverhohlenem Ekel auf die durchsichtigen Kleidungsstücke, die nass an ihren Körpern klebten. »Schaut euch an. *Schaut euch an!* Ihr solltet euch schämen. *Schämen*, sage ich euch! Ich sehe derartige Zurschaustellungen und frage mich, wie die Zukunft unseres Volkes aussehen mag. Ich frage mich, wo das noch alles hinführen soll.« Der Regen hatte jetzt fast vollkommen aufgehört. »Ich bin eine Maestrin durch Geburt, Ausbildung und Tradition. Soll ich ruhig dastehen und zusehen, wie ihr euch zum Narren macht, indem ihr eine Frau feiert, die solch einer Verehrung nicht würdig ist? Keinerlei Verehrung würdig ist? Ihr kennt das Böse in ihr ... ihr alle. Sie ist von einer Finsternis umgeben, die ihr alle gewillt seid, zu übersehen, weil es euch in den Kram passt. Sie und dieses ... Kind, das sie hat. Ihre Kräfte können nur der Finsternis entspringen.«

»Woher wissen wir das?« Die Frage kam irgendwo aus der Menge, und es war nicht klar, von wem.

»Woher wir wissen, dass ihre Kräfte der Finsternis entspringen?« Die Maestrin konnte kaum glauben, dass sie diese Frage hörte, da die Antwort so klar war. »Ist das nicht offensichtlich? Wir – jeder in dieser Stadt – sind *kolk*'rfürchtige, gute Leute. Wenn Geschöpfe wie wir derartige Kräfte haben sollten, warum wurden sie nicht rechtschaffenen, aufrechten, moralisch einwandfreien Leuten gegeben? Warum mir nicht? Oder dem Praestor? Ich mag meine Differenzen mit ihm haben, aber schlussendlich scheint er mir immer noch ein guter, rechtschaffend denkender Mann zu sein.«

»Ein großes Lob, Maestrin«, sagte Milos und verbeugte sich tief. Wasser tropfte von seiner Hutkrempe und er wischte es verlegen weg.

»Ist die Tatsache nicht offensichtlich«, fragte sie, »dass, wenn *sie* diese Fähigkeit besitzt und *wir* nicht, diese von vornherein böse sein muss?«

Zustimmendes Gemurmel erhob sich. Diese Logik war nicht von der Hand zu weisen.

»Lasst euch nicht von ihrer offensichtlichen Täuschung einwickeln«, fuhr die Maestrin fort. Ihre Stimme wurde weich und verständnisvoll. »Ich weiß, wie schwer das ist. Ich weiß, wie verlockend es ist, das Angenehme mit offenen Armen anzunehmen. Meine Lippen kennen denselben Durst, meine Kehle dieselbe Trockenheit wie eure. Wenn wir leiden, leiden wir gemeinsam. Doch wir sollten den Versuchungen dieser Frau nicht erlauben, unsere Gedanken dahingehend zu beeinflussen, dass *Kolk'r* eine derartige ... Ungeheuerlichkeit gutheißen würde. Habt ihr noch nicht darüber nachgedacht, dass seit Rheelas Ankunft der Regen noch seltener fällt als üblich? Wer sagt uns denn, dass sie nicht selbst diese Dürre herbeiführt? Schließlich ist sie in der Lage, uns Regen zu bringen. Weshalb ist es also so schwer, zu glauben, dass sie uns diesen auch versagen kann? Ich sage euch, wenn ihr weiterhin das, was sie euch bietet, mit offenen Armen annehmt, wird das in Tod und Zerstörung für die gesamte Stadt enden.«

Der Regen hörte jetzt ganz auf. Ihre Worte zeigten Wirkung und die Bürger schienen in gewisser Weise verlegen zu sein. Sie bedeckten sich und hoben die hingeworfenen, schlammgetränkten Kleidungsstücke auf.

»Geht nach Hause«, sagte Cawfiel. »Säubert euch. Geht wieder an euer Tagwerk.«

»Und vergesst, was hier geschehen ist«, fügte der Praestor hinzu.

Zu seiner offensichtlichen Überraschung widersprach Cawfiel ihm sofort. »Nein. Vergesst es nicht. Nicht mal für einen kurzen Moment. Brennt es euch für alle Zeit ins Gedächtnis, als Beweis dafür, wie diejenigen mit den Kräften der Finsternis jeden, sei er noch so rein und gutherzig, davon überzeugen können, sich am Bösen zu

erfreuen. Nur, wenn man sich an die Fehler der Vergangenheit erinnert, kann man sie in der Zukunft vermeiden.«

Unter zustimmendem Nicken und Knurren machten sich die Bewohner von Narrin zu ihren Häusern auf. Die Maestrin bewegte sich nicht, sondern stand da und beobachtete, wie sie davongingen. Sie kannte sie. Sie kannte sie nur zu gut. Sicher, sie würden Reue bekunden und behaupten, dass sie sich wegen des Geschehenen schlecht fühlten. Doch in Wahrheit waren sie bereit, Rheela zu tolerieren, und das hier war nur ein weiterer Beweis für diese Langmut. Jedes Mal, wenn Rheela in die Stadt kam, sahen einige fort oder gingen ihr weiträumig aus dem Weg. Doch es gab andere, die sie höflich, wenn auch steif, grüßten. Und niemand gab ihr auch nur den geringsten Anlass, ihre Sachen zu packen und aus der Provinz zu verschwinden. Die Maestrin wusste genau, weshalb. Trotz ihrer gegenteiligen Behauptungen waren die Bewohner in schrecklich kurzer Zeit furchtbar abhängig von ihr geworden. Cawfiel hatte das Gefühl, als hätte sie ihr Volk in dieser Hinsicht im Stich gelassen. Und sie wusste, dass sie über kurz oder lang etwas dagegen unternehmen musste.

Sie hatte sich nur noch nicht überlegt, wie genau dieses Etwas aussah. Aber wenn sie es tat, würde das auf jeden Fall das letzte Mal sein, dass jemand etwas von der Wetterhexe namens Rheela hörte.

»Lächerliche kleine Hexe«, murmelte sie. »Wer könnte dir jetzt wohl noch helfen?«

SHELBY



»... Mackenzie Calhoun.«

Elizabeth Paula Shelby, frischgebackene Kommandantin der *Exeter*, sah auf und achtete sorgsam auf einen neutralen Gesichtsausdruck. »Wie war das bitte?«, sagte sie langsam.

Die Frau, die ihr auf der anderen Seite des Schreibtischs gegenüber saß, hatte die höchsten Empfehlungen. Sie war schlank, fast zierlich, und strahlte dennoch unterschwellig Autorität aus. Ihr langes Haar trug sie in einem strengen Knoten. Das Kinn war leicht nach vorn und oben gebogen, als weise es den Weg.

»Mackenzie Calhoun«, wiederholte sie. »Ich fragte, wie er wirklich war. Ob das, was man von ihm erzählt, wahr ist.«

Shelby hatte sich ihre Akte auf dem Computerbildschirm angesehen, doch jetzt drehte sie ihn weg und sah der Frau, mit der sie sprach, direkt ins Gesicht. »Sagen Sie, Commander Garbeck, glauben Sie, dass meine Ansichten über Mackenzie Calhoun auch nur im Entferntesten für dieses Gespräch relevant sind?«

»Nein, Captain«, gab Commander Garbeck umgehend zu. »Da Sie mich allerdings als Ihren Ersten Offizier verpflichten werden, war ich der Meinung, dass es nicht das Protokoll verletzt, wenn ich mich nach dem Mann erkundige. Es war ... höchst interessant, ihn zu studieren.«

»Er war mehr als nur eine Studie, Commander«, sagte Shelby und wählte ihre Worte, als wären es scharfe Handgranaten. »Er war ein großartiger Mann und ein ausgezeichneter Offizier. Und um ehrlich zu sein, finde ich Ihre Zuversicht, diesen Posten zu bekommen ... gelinde gesagt voreilig.«

»Das mag sein«, antwortete Garbeck. »Aber sehen Sie es einmal so, Captain. Wenn ich tatsächlich Ihr Erster Offizier werde – was ich hoffe – dann ist mein Selbstbewusstsein gerechtfertigt. Wenn ich mich allerdings irre, dann ist das hier die einzige Gelegenheit für mich, Sie zu treffen. Unter diesen Umständen ist es doch sinnvoll, die Gelegenheit beim Schopf zu packen, oder nicht? Ich möchte mehr über Captain Calhoun erfahren – insbesondere über die Umstände der Zerstörung der *Excalibur*.«

»Warum?«

»Weil es Lücken gibt«, antwortete sie geradeheraus. »Ich habe die Abschriften der Anhörungen und der Diskussionen gelesen – und da scheinen Einzelheiten zu fehlen. Ich weiß nicht, ob es daran liegt, dass bestimmte Dinge unerklärlich sind, oder ob die Leute, die die Anhörungen durchführten, nicht die richtigen Fragen gestellt haben. Darüber hinaus, Captain, hoffe ich auf eine lange und erfolgreiche Karriere in der Sternenflotte. Wenn etwas Vermeidbares geschehen ist, dann möchte ich wissen, wie man es verhindern kann, damit mein Schiff und meine Mannschaft nicht dasselbe Schicksal erleiden.«

Verdammt, das war ein vernünftiges Anliegen. Das war wahrscheinlich der ärgerlichste Aspekt von allen.

»Kennen Sie die Akte über den sogenannten ›Doppelhelix‹-Vorfall?«, fragte sie langsam.

»Selbstverständlich«, gab Garbeck im Brustton tiefster Überzeugung zurück. Man hätte denken können, dass Shelby sie gefragt hätte, ob sie wüsste, dass im All ein Vakuum herrscht. »Ein technischer Virus, der darauf ausgelegt war, jeden Rechner der gesamten Föderation zum Absturz zu bringen und sie so ins Chaos zu stürzen.«

»Das ist äußerst ›blumig‹ umschrieben, Commander«, sagte Shelby und gestattete sich ein leichtes Lächeln. Dann wurde sie wieder ernst. »Die *Excalibur* steckte zufällig mittendrin und war irgendwann sogar aufgrund einer frühen Version dieses ›Virus‹ außer Betrieb.« Sie machte eine Pause und wartete auf irgendeine Reaktion von Garbeck. So etwas wie ein »... und?«. Aber Garbeck saß einfach nur da und wartete mit im Schoß gefalteten Händen geduldig ab.

Also fuhr Shelby fort: »Wir waren damals in der Lage, die Situation unter Kontrolle zu bringen, aber uns war leider nicht bewusst, dass ein sekundärer Virus in den Computer eingeschleust worden war, der nicht entdeckt wurde. Mit der Zeit klinkte er sich in alle Bereiche des Schiffsbetriebs ein.«

»Und das wurde von keiner Diagnostik entdeckt?« Garbeck klang verwirrt. »Ich meine, bei allem Respekt, das hört sich so an, als ob Ihr Chefsingenieur oder -ingenieurin ...«

»Beides in Personalunion, um genau zu sein.«

»Oh. Ein Hermat.« Garbeck stieß einen leicht bitteren Seufzer aus, der bei Shelby den Eindruck hinterließ, dass Garbeck ihre ganz eigenen Erfahrungen im Umgang mit Hermats hatte. Sie wurde Shelby gleich sympathischer. »Wie es scheint, hat er/sie da einen gewaltigen Bock geschossen.«

»Das war in der Tat einer der Gedankenansätze, den die Sternenflotte bei ihrer Untersuchung verfolgte. Allerdings war Burgoynes Erfolgsbilanz, was die Durchführung derartiger Diagnostik anging, makellos. Das Problem ist ...«

»Das Problem ist«, begann Garbeck und brach dann ab. »Tut mir leid. Ich hätte Sie nicht unterbrechen dürfen, Captain. Verzeihen Sie. Manchmal handle ich etwas impulsiv.«

»Nein, schon gut. Fahren Sie fort«, sagte Shelby. »Immerhin weiß ich alles über mich. Es geht hier darum, dass ich etwas über Sie erfahre.«

»Nun, also ... Das Problem ist, dass trotz aller Fortschritte, die bei allem von kybernetischer Reaktionszeit bis hin zur künstlichen

Intelligenz gemacht wurden, Computer immer noch nur so gut sind, wie die Informationen, die wir einspeisen. Ein Diagnostikprogramm kann nur nach etwas suchen, auf das es programmiert ist. Wenn es da einen neuen und einzigartigen Virus mit einem speziellen ›Chamäleon‹-Faktor gibt, durch den er sich vor jedem Suchprogramm verstecken kann ...«

»Richtig. Genau richtig«, erwiderte Shelby und nickte zustimmend. »In diesem Fall, so nahm Burgoyne an, erschuf der Virus eine Art internes Nullfeld um sich herum. Dadurch wurde jeder Versuch, ihn zu entdecken, reflektiert. Um es in der Sprache der alten Magier zu sagen: Es war ein Spiegeltrick.«

»Also, was ist passiert?«

Ah, jetzt fragt sie doch, dachte Shelby mit grimmiger Erheiterung. »Nun, irgendwann hat der Virus sich schließlich zu erkennen gegeben. Nur war es zu dem Zeitpunkt bereits zu spät. Im Grunde hat er, nachdem er sich im Laufe der Zeit in jedem Teilbereich des Systems der *Excalibur* eingenistet hatte, die Selbstzerstörungssequenz in Gang gesetzt und eine Überlastung im Warpkern ausgelöst. Es gab keine Möglichkeit, ihn abzuschalten. Wir haben alles versucht.«

»Die Untertassensektion ...?«

Doch Shelby schüttelte den Kopf. »Er hatte sie festgesetzt. Wir konnten das Abtrennprotokoll nicht einleiten.«

Garbecks Augen weiteten sich. Shelby erkannte, dass Garbeck sich fragte, wie Shelby unter diesen Umständen jetzt hier sitzen konnte. Wenn man eins und eins zusammenzählte, gab es keine Möglichkeit, wie sie überlebt haben konnte. Dann zuckten ihre Augenbrauen, als es ihr dämmerte, und sie sagte: »Die Rettungskapseln.«

»Ja.«

»Lassen Sie mich raten: Die automatischen Auswurfsequenzen der Rettungskapseln waren ebenfalls abgeschaltet.« Noch bevor Shelby das bestätigen konnte, fuhr Garbeck fort: »Das bedeutet, Sie mussten zu extremen Maßnahmen greifen. Die einzige Möglichkeit muss gewesen sein, jede einzelne Kapsel manuell zu überbrücken.«

»Genau«, bestätigte Shelby. »Wir fingen an, die Mannschaft in die Rettungskapseln zu bringen und sie so schnell wie möglich abzustoßen. Das Problem war ...«

Sie hielt inne. Sie war überrascht, dass sie es immer noch nicht aussprechen konnte, obwohl sie unzählige Male darüber gesprochen hatte. Eigentlich hätte es inzwischen ein Leichtes für sie sein müssen. Doch als sie den Vorfall schildern wollte, blieb ihr die Geschichte im Halse stecken, wie ein lebendes Ding, das sich weigerte, für eine weitere Erzählung herauszukommen.

Garbeck schien zu verstehen. Sie sagte zunächst nichts und gab Shelby die Möglichkeit, fortzufahren. Als sie es nicht tat, sagte Garbeck langsam: »Das Problem war, dass die manuelle Überbrückung der Rettungskapseln bei einem Schiff der *Ambassador*-Klasse, wie der *Excalibur*, vom Schiff aus erfolgen muss, vom Kontrollpult der Rettungskapseln. Die Kapseln können nicht selbst aktiviert werden. Dieser Konstruktionsfehler wurde erst in späteren Modellen der Sternenflotte behoben, einschließlich dieses Modells.«

»Konstruktionsfehler«. So nennen die das?«, sagte Shelby mit grimmigem Sarkasmus. »Wie nett, dass sie sich endlich darum kümmern. Nun, wenn ich mich jetzt noch mit dem Genie zusammensetzen könnte, das es für eine gute Idee hielt, die Brücke in einer Kuppel ganz oben auf der Untertassensektion zu platzieren, wo sie eine gute Zielscheibe ist, statt sie tief im Inneren des Schiffs zu verstecken, damit sie geschützt ist ...«

»Wenn Sie möchten, kann ich ein Memo an die Entwicklungszentrale schicken.«

»Habe ich bereits drei Mal getan. Versuchen Sie mal, sich mit der Tradition anzulegen.« Sie zuckte mit den Schultern. »Wie auch immer, die Mannschaft hat wunderbar zusammengearbeitet, das muss ich ihr lassen. Sie halfen sich gegenseitig in die Kapseln und schossen sie vom Schiff aus in sichere Entfernung. Irgendwann allerdings blieben nur noch der Captain und ich übrig. Natürlich hat er ...«